

Gefangene Chinesen



Mit China gegen das Chaos

Ingenieur Brandl befreit eine Provinz von Ueberschwemmung und Hungersnot

5)

Chinesische Stadt zur Friedenszeit.

Gelb war die Farbe des "Sohnes des Himmels", allein dem Kaiser vorbehalten. Ans Ufergelände des Sees bauten die kaiserlichen Beamten ihre Villen und Landhäuser, tausend buntbewimpelte Boote kreuzten auf dem Wasser, der See war in den Augen der Chinesen die schönste Stätte der Erde, ein "Paradies des Vergnügens". — Heute ist es stiller hier geworden. Palast und Pavillons liegen einsam und verfallen, aber die Stadt, die unter der Tainping-Revolution schwer gelitten hatte, erhebt sich zu neuem Glanz. Sie hat sich ihre durch Jahrhunderte bewahrte Schönheit und Eigenart in wechselvollstem Geschick zu erhalten verstanden. In unglaublichem Gewirr drängen sich Straßen und Gassen aneinander, jede einzelne ein einzigartiges, buntes Bild. — Das an nüchterne Häuserfronten gewohnte Auge des Europäers glaubt in einer zu einem Fest geschmückten Stadt zu sein. Fahnen, Wimpel, wohin man sieht. Sie wehen von den Giebeln, sie spannen sich quer über die Straßen und schwingen sich in Girlanden von Dach zu Dach. Aber es ist gar kein Fest, es ist das gewöhnliche Straßenbild chinesischer Städte, und die Fahnen sind nichts anderes als die Reklameschilder der

Läden, die, einer an den andern gereiht, die Straßen säumen. Goldené, schwarze, rote malerische Schriftzeichen, bis ein Meter hoch, auf den senkrechten Geschäftstafeln, auf den Fahnenstoffen und Wimpeln verstärken die malerische Wirkung. Die meist einstöckigen Häuser, luftige Holzbauten, oft geziert mit reicher Schnitzerei, die schön geschwungenen Giebel, die das Dach an den vier Ecken aufwärtsschwingen — es gilt der Abwehr böser Geister, die sich auf dem geraden Dach gerne niederlassen — all das ist ein in seiner Fremdartigkeit bezaubernder Eindruck. Ueberwölbt von den wehenden Wimpeln, eine lebendige Volksmenge, dicht aneinander gedrängt, auf- und abflutend im Verkehr bewegtesten Lebens. In Sänfte, Riksha, Wagen, zu Fuß und mit schweren Lasten, alles schiebt und drängt vorbei, und es ist gar nicht so einfach, ohne Anstoß durchzukommen.

Die alten chinesischen Straßen der Stadt, kaum mehr als vier bis sechs Meter breit und mit Bruchsteinen gepflastert, haben nur einen Mittelstreifen von zirka sechzig Zentimeter mit flachen Steinplatten belegt. Auf diesen Streifen trachtet alles zu gehen, teils um der schlechten Pflasterung auszuweichen, teils weil oft genug kein anderer Platz da ist. Denn die Straßenränder vor den Läden haben

fliegende Händler besetzt, die ihre Waren auf dem Boden ausgebreitet feilbieten, unbekümmert um die auf dem schmalen Mittelstreifen zusammengedrückte Menschenmenge. Am gefährlichsten im Gewimmel der Menschen, Wagen und Karren sind die Lastträger, die an langen Bambusstangen ungeheure Lasten schleppen und im dichtesten Gewühl daher kommen, als ob ihnen nichts im Wege stünde. Alles flüchtet vor den schaukelnden schweren Bündeln an den beiden Enden der Tragstange, und mehr als einmal rettet meinen Vater nur ein rascher Sprung vor dem Inhalt der großen widerlich duftenden Kübel, in denen Dünger auf die Felder getragen wird. Ueberhaupt die Gerüche! Soviel das Auge zu tun, mindestens ebensoviel hat die Nase zu leisten. Und es ist kein absolutes Vergnügen für europäische Nasen. Ein Speisehaus liegt neben dem andern, alle offen, und die ohnedies schon sehr exotischen Gerüche mischen sich in einer Weise, die nicht zu schildern ist. Damit in der Vielfalt der Sinnesindrücke das Ohr nicht zu kurz kommt, sei auch noch der geradezu verwirrende Lärm erwähnt. Ueber das Stimmengewirr der Menschen heben sich die hellen Glocken der Rikshas, klingt das rhythmische "Ban ko, kuai tso (wechselt um! schreitet aus!)", mit dem die